

Endlich, das Denkmal. Aber wo ist Vera? Unter Lenins linker Hand könnte sie nicht sein, dazu müsste sie auf den Sockel hinaufklettern. Der ist freilich viel zu hoch, das habe ich übersehen, als ich vor Tagen das erste Mal daran vorbeifuhr. Natursteinquader, darauf Lenin, der in die Ferne zeigt, eine große leere Geste. Und dort sitzt Vera auf einer Bank! Jetzt hat sie mich erblickt, springt auf, läuft mir entgegen und hält mir vorwurfsvoll das Handgelenk mit der Uhr hin. Aber sie lacht, sie sieht ja, dass ich außer Atem bin. „Das ist meine Schwester Nadja.“ Damit wendet sie sich der Bank zu, wo sich ein etwa gleich altes, etwas schlankeres Mädchen erhoben hat. Ihre Schwester. Nadja lacht auch. Sie wirkt ein bisschen jünger als Vera, trotz des größeren Gesichts. „Nadja wird auf mich aufpassen“, zeigen Veras Blicke mir an. Ist das Koketterie oder Anstandsregel, ein erstes Rendezvous nur in Begleitung einzugehen? Wir setzen uns, Vera rechts von mir, Nadja an die Seite ihrer Schwester. Passanten beobachten uns diskret. Die hellen Stiefel, ironischerweise „russisch“ genannt, obwohl sie mir ein Grieche in Montreal gemacht hat, und die weiße Daunenjacke aus Italien geben mich weithin als Mann aus dem Westen zu erkennen. Die Mädchen haben Ansichtskarten der Stadt und ihrer Umgebung mitgebracht, aufgenommen zu allen Jahreszeiten, Blumen, buntes Laub, Schnee, der See zugefroren. Die Farben der drei Druckplatten passen nicht exakt übereinander, so erübrigt sich ein Weichzeichner, um die Bildchen lieblich verschwommen erscheinen zu lassen, kah-

le Straßenprospekte, Wohnviertel, neu und trostlos. Fortschritt pur, ohne Zutaten. Manchmal sieht man den nahen Wald. Ich denke an die Pilze hinter dem Hotel. Die Umgebung im Winter. Es schneit überraschend wenig. Wie hoch liegt der Schnee, Sneg, frage ich Vera, und sie zeigt nicht einmal bis ans Knie. Wir sind weit weg von den Ozeanen. Allenthalben ragt dürres Gras aus dem Schnee. Es gibt auch eine Rodelbahn. Der Angara eine Eisfläche. Uferpromenade mit einem Pärchen, das sich auf die Mauer stützt, den Blick ins Weite gerichtet, wo Eis und von Sonne aufgehellter Nebel ohne Horizontlinie ineinander übergehen. Beim nochmaligen Hinsehen ist es kein Pärchen, es sind zwei Mädchen, eine in rotem Mantel und roter Mütze, die andere in schwarzem Mantel und weißer Mütze. Vera und Nadja? Nein, wo dächte ich hin! Sie lachen.

Ich finde das gar nicht weit her gegriffen. Veras Strickmütze hat dasselbe weitmaschige Lochmuster, aus hellbrauner Wolle, und sie trägt einen ebenso gefärbten Mantel. Nadja liebt dunkle Farben, ihr Mantel ist schwarzblau, die Mütze weinrot. Und sie hat ein Wörterbuch bei sich, Russisch-Englisch. Sie lacht noch mehr als Vera, für sie scheint es vor allem lustig zu sein, dass ihre Schwester ein Rendezvous mit einem Fremden hat. „My name is Nadja.“ Veras Lachen bricht nicht aus wie das von Nadja, sie hält es zurück. Doch ihre Wangen sind rot und die Augen glänzen. Das Wörterbuch ist blau.

„Hier kannst du dein Hotel sehen.“ Ich kenne die

Leere vor den Stufen des BAIKAL mit Blick auf den großen See und ein fast unbesiedeltes Gebirge am anderen Ufer. Transbaikalisches Gebirge steht auf den Landkarten. Irgendwo dort oben verläuft die Grenze zur Mongolei. Und hier ist das Lenindenkmal, das darf nicht fehlen, da *unsere* Bank, aufgenommen von dort drüben, aber die Leute darauf sind nicht wir, weil keiner von uns etwas Rotes anhat.

Bevor wir etwas unternehmen, muss ich etwas essen, sage ich, das Bankett im ANGARA habe ich sausen lassen. Vera hat schon gegessen, im Institut, Nadja noch nicht. Die beiden beraten, ich höre Namen von Restaurants. Nur nichts Besonderes, hört ihr, sluschite, mische ich mich ein. Wenn ich schon einmal der offiziellen Breitspurigkeit entkäme, wolle ich wie ein Irkutsker mit zwei Irkutskerinnen unterwegs sein, wolle essen, wo und was sie essen würden, wenn ich nicht da wäre. „Stellt euch vor, ich sei ein unsichtbarer Geist, der mit euch durch diesen letzten warmen Tag des Jahres huscht.“

Mein Wörterbuch ist gelb, aber es schluckt die Spontaneität genauso wie das blaue Büchlein von Nadja. Vera macht es besser. Sie spricht ungehemmt auf mich ein und sieht mir dabei in die Augen. „Poni-maesch?“ Verstehst du? fragt sie zwischendurch, und ich sage „Da“, begleitet von einem Kopfnicken oder Lachen oder beidem. Manchmal verstehe ich tatsächlich, oft glaube ich etwas zu erraten, bis ich merke, dass es völlig falsch war. Aber was tut das zur Sache?

Wichtig ist, dass Vera mir etwas sagen will, dass ich nicht stimmlos und sprachlos durch eine fremde Welt gehe, mich nicht ausgeschlossen fühle. Mir stehen zwei Mädchen aus dieser Stadt zur Seite, also ist es höchst sinnvoll, jetzt die Lenina zu überqueren, auf das Kindertheater zuzulaufen und weiter die Karl-Marx-Straße hinunter. Unvermittelt und mit einer Vertraulichkeit, als wäre sie meine Geliebte oder Frau, hängt sich Vera an meinen Arm. Ich weiß nicht, was in ihr vorgeht, will auch nicht raten, sehe lieber einfach das Licht in ihrem Gesicht, am hellsten auf der Stirn, das Licht der großen Weite. In Europa, denke ich, wird jede mögliche Weite immer durch eine schöne Landschaft verstellt, kann das Licht niemals ganz Weltlicht sein. Hier tritt die Landschaft zugunsten des Lichts zurück, lässt diesem den Vortritt. Ich will mich leiten lassen vom Licht und dem Nahgefühl zu dieser Frau, die mich ständig berührt, meinen Arm umklammert, mit lebhaften Fingern den Bizeps umfasst, während ihre Hüfte mit der meinen zusammenstößt. Vorsicht, ein Auto! Die Tasche schlägt mir ans Bein. Die Schwester lacht laut wie ein Schulmädchen und blickt voraus in die Karl-Marx-Straße, in deren wegfluchtende Gerade wir in ungebrochener Fröhlichkeit hineinlaufen. Zwischendurch mache ich einen Schritt zur Seite, schaue die Mädchen an, bin froh, dass sie flache Absätze tragen und den Großen Vaterländischen Krieg nur aus Schulbüchern kennen, dass die Karl-Marx-Straße so ist, wie sie ist, Vera Vera ist, Nadja Nadja, und ich ich bin. Obwohl, oder vielleicht ge-

rade weil ich nichts über die Stadt weiß, die Mädchen kaum kenne, spüre ich genau, wo ich bin. Kein Haus hat mehr als drei Stockwerke, die Straßen sind hell, der große See liegt irgendwo. Vera wüsste es genauer, vielleicht auch nicht. Frauen orientieren sich anders. Aber sie kennt alle Stadtviertel mit Namen, verbindet mit den Nummern an Autobussen Richtungswechsel und Endstationen. In der Stadt ist sie groß geworden, und mit der flauschigen Wollmütze auf dem Kopf ist sie tatsächlich so groß, dass ich kaum über sie hinwegsehe. Plötzlich zerrt sie mich nach rechts, auf eine Hauswand zu, grau verklebt mit einer Brühe aus Staub und Schneewasser, von Autos über den Gehsteig hinweg darauf gespritzt.

Wir steigen eine schmale Treppe hinunter ins Souterrain und betreten einen länglichen Raum, nicht sehr hell, denn die Fenster sind genauso verschmutzt wie die Hauswand. Vorbeifahrende Autos huschen als dunkle Flecken vorbei. In dem Ausspeisungslokal für Studenten stehen junge Leute Schlange. Vera drängt mich an einen fensternahen Tisch. Ich soll mich setzen und auf die Mäntel aufpassen. Nadja hält inzwischen Platz in der Schlange. Die Tür zum Windfang wird immer wieder aufgestoßen, und der Schwall kalter Luft schiebt den Essensgeruch zur Seite. Die Reihe der Wartenden ist so lang, dass manche draußen auf der Treppe stehen, und wenn sie dann nachrücken, schlägt ihnen die Tür gegen die Fersen. Am Nebentisch kichern drei Mädchen in ihre aufge-

stellten Mantelkrägen. Vera und Nadja sind bereits hinter der Metallbarriere. Jede schiebt ein Tablett auf einer Gleitschiene, hinter der kalte Vorspeisen aufgereiht sind, harte Eier, Salate, süße und saure Milch. Das warme Essen wird weiter vorne von Frauen in weißen Mänteln und weißen Kopftüchern ausgegeben. Ich sehe die Mädchen beratschlagen und zu mir blicken, der ich in Ruhe sitzen kann, ohne mir den Kopf zu zerbrechen. Was immer sie bringen, Milch oder mit Wasser aufgeglichene Pflaumen, mir wird es recht sein. Ja, die beiden Stühle sind besetzt, bedeute ich einem Fragenden mit einer Miene, als täte es mir leid, obwohl es mir nicht leid tut, im Gegenteil. Dort kommen schon Vera und Nadja, langsam, die Suppenteller sind ziemlich voll. Jeder weiß, wie stark rote Rüben färben. Das Tablett abgestellt, zieht Vera ein Tüchlein aus der Rockfalte und putzt das Besteck, bevor sie es mir reicht. Jetzt fehlt nur noch Brot und als es schließlich da ist, ist das Wörterbuch im Weg. Vera hat ihr Strickhütchen nicht abgelegt, wie vor zwei Tagen auf dem Empfang im BAIKAL, als ich sie kennen lernte. Da sie schon gegessen hat, kann sie mir jeden Wunsch von den Lippen ablesen, auf jede meiner Verwirrungen und Ungeschicktheiten achten, sofort helfend eingreifen. Nadja legt den Suppenlöffel wieder weg, um im Wörterbuch nachzuschlagen. Es wäre günstiger, sie hätte schon gegessen, oder Vera könnte Englisch. Das merkt man auch an den umstehenden Tischen. Jetzt kommt sogar ein junger Mann aus der entlegensten Ecke des Saales auf uns zu und

beugt sich zu Vera herunter, die lebhaft zu sprechen beginnt. Dann nickt sie zustimmend, worauf der Bursch seinem Freund winkt und dieser mit einem Berlitz-Sprachführer herbeieilt. Den Teller bedrohlich nah an den Rand des Tisches gerückt, ist neben der sauren Milch noch Platz für das Buch. Nadja lacht. Was nur verleiht ihr den unbekümmerten, mädchenhaften Ausdruck, der sie weit jünger erscheinen lässt, als es dem einen Jahr Altersunterschied gegenüber der Schwester entspricht? Ihr Gesicht gleicht einer wilden Rose. Mich dünkt, als hielte Nadja an ihrer Mädchenhaftigkeit fest, während Vera losgelassen hat, fortgetragen wird von einem Hauch Melancholie. Auf ihre Fragen nach meinen privaten Verhältnissen antworte ich ausweichend, rede über Eltern und Geschwister und verschweige Frau und Kinder. Das ist unehrlich und sonst nicht meine Art, aber der Tag ist in seiner Zartheit von zu viel Wahrheit bedroht.